

### Schulle zwischen Bombenschlachten

Eine Autofahrt entlang der spanischen Nordfront — Kinder spielen in Trun und San Sebastian — Erst wenn die Sirene heult, ist Krieg

Ein Engländer und ein Franzose haben dieser Tage un-mittelbar vor der großen Schlacht im Norden eine Auto-fahrt über die französische Grenze von Trun nach San Se-bastian dem anderen Hauptkampfpunkt der nordwestlichen Bürgerkriegsfront unternommen. Was sie darüber berichten, ist erstaunlich und in seiner Grotesktheit auch wieder tröstlich weil es zeigt, daß auch die größten Schrecken, wenn sie eine Zeitlang andauern, die natürlichen Lebensäußerungen und vor allem die natürliche Lebensfreude der Menschen nie-mals ganz zerstören können. Der Alltag steigt schließlich im-mer wieder.

In dem französischen Grenzort Hendaye, so lautet der Be-richt, finden wir einen früheren Angestellten der früheren internationalen Schlafwagen-Gesellschaft, der sich als Be-führer eines Schmuggelautos selbständig gemacht hat und uns verspricht, uns sicher durch die bisher noch von den Regie-rungsstruppen gehaltenen aber durch die Karollaner schon schwer bedrängten Küstengegend bis San Sebastian zu brin-gen. Nach Trun ist es ja nur ein Kajak-sprung. Auf der sogenannten internationalen Brücke läßt sich eine kleine amerikanische Gesellschaft fotografieren, ganz wie in schönster Friedenszeit. Dann sind wir in Trun auf spani-schem Boden. Nach tausend Zeitungsberichten sollte eig-entlich von diesem kleinen Ort kein Stein mehr auf dem anderen stehen. Aber was wir zuerst beobachten, sind junge Mädchen, welche ruhig auf den niedrigen Mauern an den Straßenseiten sitzen mit allerhand Nähzeug in den Hän-den. Daneben spielen Kinder auf den Bänken der öffent-lichen Anlagen. Freilich wir hören und wissen, daß in einer Viertelstunde, wenn die Sirenen heulen, wenn die Bom-ben und Granaten von Freunden und Feinden dröhnen, dies friedliche Bild mit einem Schlage verschwunden sein wird. Aber wer nach fünf bis sechs Wochen dieser Kriegszeit am wenigsten aus der Fassung zu bringen sind, das sind eben die Kinder. Alle Scheiben der Stadt mögen zittern, die Kinder spielen weiter. Die Scheiben zittern aber auch wirk-lich fast immer, denn ganz hört der Spektakel nicht auf. Und deshalb verkauft auch die alte Blumenhändlerin an der Marktlade wie immer ihre Strauße und der Zeitungs-verkäufer seine freilich stark eingekrummten Zeitungsblät-ter. Nicht einmal die Turmuhr des Kasinos ist stehen ge-blieben. Nur in den Billardsälen sind die Tische mit schwe-ren Tüchern verdeckt, denn jetzt hat sich dort die Verkehrs-kommission festgesetzt.

Wir biegen vom Hauptplatz in eine Nebenstraße auf der eben einige große Lastautos vollgepackt mit neuen Re-kuten an die Front abgehen. Diese Milizsoldaten sind am Oberkörper halb nackt, schwenken ihre Gewehre über den Köpfen und tragen in einem phantastischen Gürtel noch mehrere Pistolen. Gestalten, die aus Bildern alter Revo-lutionsmaler entsprungen zu sein scheinen.

Aber wir wollen weiter. Ist die Straße nach San Se-bastian auch heute noch sicher? Nun wir sind auf alles gefaßt. Unnötige Vorsicht! Auf der Straße die durch hügelige Fel-der und Weinberge läuft, hört man gewiß die nur selten unterbrochene Zwiesprache von Flinten und Maschinenge-wehren. Aber wenn man getroffen würde, könnte das nur durch eine ganz verrückte Kugel geschehen. Die Militärpar-tei ist außerdem zu weit, um zielen zu können. Die einzige wirkliche Gefahr besteht manchmal darin, auf der schwer mißhandelten Straße in dem jurchbar stoßenden Wagen, sich den Schädel an der Decke zu zerbrechen.

„Halt wer da!“ Ein junger Milizsoldat taucht hinter ei-ner Barrikade auf, die aus zwei Holzgerüsten besteht, über die eine schwere geteerte Plandekede gelegt ist, während die Zwischenräume mit Sandfäden ausgefüllt sind. Der Posten prüft unseren Passierschein. Zwischendurch wirft er forschende Blicke auf die Hügel zur Linken. Dort sitzen nämlich noch die „Rebellen“, sagt er, aber sie werden nicht mehr lange dort sein. Kurz darauf begegnen wir einem Panzerwagen, der uns aber reichlich altmodisch annutet. Wieder eine Barrikade. Diesmal führt ein junges Mädchen von 20 Jah-ren mit roter Schärpe die Aufsicht. Wir versuchen einige Plauderworte. „O ja,“ sagt sie, „die Ernte wird gut, wenn man nur mehr Zeit hätte.“ Ach denke bei mir, ach wenn nur alle in diesem unglücklichen reichen Lande solche Ueber-legungen anstellen wollten!

Allmählich sind wir dann San Sebastian näher ge-kommen. Die alte Kirche in dem Orte Reuteria ist zu un-serer Verwunderung völlig unbeschädigt. Um sie herum wird gerade Wäsche aufgehängt. Der kleine Hasenort Pa-sajes, der in den letzten Tagen das Ziel der gegnerischen Kreuzer war, bietet dagegen ein recht kriegerisches Aus-sehen. Die Hauptstraße ist alle paar Meter weit durch Bar-rikaden gesperrt, die zum größten Teil aus leeren Petros-leumfässern zusammengebaut sind. Und nun sind wir wirk-lich in San Sebastian. San Sebastian, so denken wir heute, eine Stadt von Ruinen, in der Not und Elend haust. Und doch, diese wundervolle Stadt, an deren Glanztage auf der Höhe der Saison gerade jetzt im August, wir zurückdenken müssen, ist eine lebendige Stadt geblieben und hat den Mut nicht verloren. Das Hotel „Marie Christine“, von dem man uns gesagt hatte, daß es bis auf den Grund zerstört worden sei, zeigt nur an seiner Fassade einige Schrammen und Ab-bröckelungen. Dasselbe gilt von dem weltberühmten Cas-ino, auf dessen Sportplatz die ebenso weltberühmten Tau-benschützen stattfanden. Freilich auch hier sind, wie überall, fast sämtliche Fenster zerbrochen. Manchmal glihert es mit seltsamer Dämonie, wenn man durch die leeren Fenster-höhlen schaut.

In der Stadt herrscht eine lebhaftige Bewegung. Man spürt förmlich auf Schritt und Tritt die Gedanken und die Be-sürchtungen, die alle diese Menschen haben und von denen jeder möglichst wenig sprechen will. Man will sich nicht un-terkriegen lassen und die ganze dieser Stadt eingeborene Lebensfreude bricht immer wieder hervor. Wenigstens ist

es warm genug, daß man keine Fensterscheiben braucht. Alle Läden, alle Restaurants und alles Kaffees sind offen. Und manchmal, wenn nicht die Scharen Bewaffneter durch die Straßen hier zögen, möchte man alles, was man über die Schrecken in San Sebastian gelesen hat, für eitel Spud halten. Aber es ist doch nicht nur Spud. Blödsinn heult eine Sirene, um sofort wieder zu verstummen, als wenn eine schwere Hand sich auf ihren Mund gelegt hätte. Die Passan-ten, Männer und Frauen beschleunigen ihren Schritt. Die Straßen leeren sich. Wenige Minuten später sieht man nur noch Panzerwagen über leere Plätze fahren. Die Sirene, d. h. Alarm! Aber Alarm vor was?

Unser Führer hat uns inzwischen verlassen, wir haben uns aber zu einer bestimmten Zeit verabredet. An einer Stelle des Sarandes. Aha, da haben wir's. Zwei aufgeregte Män-ner zeigen uns aus der Ecke der Mole draußen das feind-liche Kriegsschiff. In einem Augenblick ist die Stimmung der ganzen Stadt von Grund auf verändert. Himmel und Meer eben noch von einem schimmernden Blau, scheinen düster-grau zu sein. Auf der Couchabride, wo wir unserem Wagen möglichst entgegengehen wollen, ermahnen uns zwei Arbei-ter durch Gebärden, uns in Sicherheit zu bringen, indem sie auf den kleinen weißen Punkt hinweisen, der draußen auf dem Ozean näher zu kommen scheint. Nun dröhnt es, Schiffsaliber...

Unser Wagen hat uns noch rechtzeitig gefunden, der ehe-malige Schlafwagenkontrollleur ist offenbar sehr nervös. Wir rasen durch die Vororte von San Sebastian und wir schämen uns fast unserer Flucht. Wir müssen wieder so und so viel Barriladen passieren und halten erst, nachdem wir einen bestimmten Punkt in der Nähe eines Dorfes, d. h. ein großes Benzin- und Petroleumdepot hinter uns haben. Ein Hauptziel für die Rebellenangriffe, erklärt der Chaus-feur und damit seine Eile. Wir fahren stumm den gleichen Weg wie am Vormittag zurück. Vor unseren Augen noch die seltsame Verwandlung des friedlichen Alltags von San Sebastian nach dem Sirenenalarm.

### Feldzug für 1,5 Milliarden

Kampf dem Verderb — Bemerkenswerter Film des deut-schen Frauenwerks — Reise dürfen nicht verkommen — Große Ausstellung in Köln — Um die richtige Lagerung der Lebensmittel — Jede Hausfrau muß mithelfen

NSK. In der Woche vom 27. September bis 2. Oktober wird eine große Aktion durchgeführt werden, die dem Ver-derb den Kampf ansetzt. Es gilt nicht weniger, als 1,5 Milliarden zu retten, die jährlich in Deutschland durch Ver-derb dem Volkswertvermögen verlorengeht. In diese Aktion hat sich ganz wesentlich die Abteilung Hauswirtschaft-Volkswirt-schaft eingeschaltet, der wir überall da begegnen, wo es heißt, die Lösung von Aufgaben, die sich der Staat gestellt hat, durch die Mitarbeit der Frauen zu fördern und zu er-möglichen.

Jede Hausfrau kennt aus ihrer Arbeit den Unwillen und den Ärger über den Verlust so mancher Nahrungsmittel und wie oft erregt sie sich bei dieser Feststellung, wie Nütz-liches hätte beschafft werden oder wieviel hätte erspart wer-den können, wenn sie die fraglichen Lebensmittel vor dem Verderb hätte schützen können. Häufig ist es wohl einfach Unachtsamkeit, daß solche Verluste immer wieder vorkom-men, aber oft hat man auch wirklich nicht gewußt, was man dagegen hätte tun können. Nun rüstet also die Abteilung Volkswirtschaft-Hauswirtschaft einen Feldzug gegen diese Unachtsamkeit und Unkenntnis, die uns eine so unerhörte Summe an Volksvermögen kostet und alle Hausfrauen hor-chen in diesen Wochen auf, denn dies ist eine Angelegenheit, die sie höchst persönlich angeht und wo sie sich ihrer Verant-wortung, die sie mittragen, bewußt sind.

Wurde uns Fleisch schlecht durch langes Liegen oder durch die gefährliche Fliege, die ihre Eier darauf legte, so daß wenige Stunden später das ganze Fleisch von Maden wim-melt? Wir lernen aus dem Film den die Abt. Volkswirt-schaft-Hauswirtschaft unter dem Titel „Kampf dem Ver-derb“ herausgibt, und der in allen Kreisen und Ortsgrup-pen der NS-Frauenchaft zur Vorführung gelangen wird, daß wir es hätten in einen essiggetränkten Beutel tun sollen und aufhängen. Denn Fleisch nimmt keinen Essiggeruch an, aber Essig verhindert das Faulwerden und die Umhüllung schützt vor den unliebsamen geflügelten Gästen. Käse wurde trocken und unanrührlich. Was tun? Auch das lernen wir in diesem Film. Käse gehört unter die Käsegläser oder in einen Steintopf, Hartkäse aber in ein sauberes, feuchtes Tuch. Viel mehr noch können wir hier lernen: daß uns Reste nicht verkommen, sondern von der klugen und spar-samen Hausfrau zu schmackhaften Gerichten weiter verar-beitet werden. Auch durch den Hausfrauen-Funk hören wir noch vielerlei Ratsschläge. Schließlich wird zurzeit in Köln eine große Ausstellung „Kampf um 1,5 Milliarden“, wo die Abteilung Volkswirtschaft-Hauswirtschaft vom Deutschen Frauenwerk zeigen wird, er-stens die richtige Aufbewahrung und Lagerung der Nah-rungsmittel, zweitens den richtigen Verbrauch und die rich-tige Zubereitung und richtige Auswertung der Nahrungs-mittel und drittens die Rettung der bereits gefährdeten Lebensmittel.

Liebe Hausfrau, wie sieht es eigentlich mit deinen Vor-räten aus. Hast du zur Zeit, wo das Sommer- und Frühobst unsere Märkte wahrhaft überschwemmt, fleißig eingekocht, um die Speisekosten im Winter abwechslungsreicher und vielfältiger zu gestalten? Hast du Gemüse eingekocht, Obst und Gemüse getrocknet, auch Kräuter gesammelt und getrock-net? Bist du nicht achtlos an dem reichen Segen von Wild-obst vorbeigegangen, sondern auch damit den Vorratskel-ler gefüllt? Stehen die leeren Einmachgläser mit Zucker ge-füllt als „Zuckerpartasse“ gefüllt? Ist auch nichts von dem reichlichen Fallobst verkommen?

Wie unverständlich sieht es oft in einer solchen Vorrats-kammer aus. Zum weit geöffneten Fenster kommt allerlei Ungeziefer herein. Warum keine Fliegenfenster? Wie oft aber wird aus Anlaß vor Alieen und anderen Insekten das

Kellerfenster gar nicht ausreichend geöffnet! Dann herrscht eine dumpfe, beklemmende Schwüle im Keller, die Fäulnis und Sauerwerden begünstigt. Feuchtigkeit hält sich im Raum und fördert die Schimmelbildung. Zeige mir deine Vorrats-kammer und ich will dir sagen, wer du bist. Es läßt sich sehr viel aus dem Zustand des oft mißgeachteten Raumes her-auslesen. Es geht hier aber nicht nur um den Geldbeutel des einzelnen allein, sondern um des Volksganges willen ist es unverantwortlich, aus Unachtsamkeit und Unkenntnis Lebensmittel verkommen zu lassen. Deutschland kämpft um seine Nahrungsfreiheit. Ein wesentlicher Teil dieser Nah-rungsfreiheit kann durch eine sorgfältige Verwaltung und guten und geschickten Einkauf und schließlich noch durch eine sachgemäße Bearbeitung bestritten werden. Wie viele Haus-frauen und alle anderen, die mit der Zubereitung von Le-bensmitteln zu tun haben, wissen gar nicht, wie verschwen-derlich sie mit den Nährwerten umgehen, die ihnen zur Ver-fügung stehen. Wie viele Ergänzungsstoffe gehen durch zu lange Wässern verloren, wieviel wichtige Aufbaustoffe kommen durch das Abbrühen von Gemüse und Abgießen von Gemüswasser in den Ausguß, statt daß sie der mensch-lichen Ernährung dienen und vor Krankheiten bewahren. Wie manche Mahlzeit wird vollkommen wertlos durch ein stundenlanges Kochen oder auf dem Herd zum Wärmen stehenlassen.

Also, deutsche Hausfrau, „Kampf dem Verderb!“ Wir hören auf und stellen uns alle in den Dienst dieser wichti-gen Aufgabe. Ch. de Boor-Friedrich.

### Panzerabwehr von heute

Von Oberstleutnant a. D. Benary

Neue Waffen, neue Kampfmethoden schaffen neue Waffen-gattungen, neue Truppenverbände. Als der Kampfwagen am Ende des Krieges begann, sein Schwergewicht in die Waagschale der Entscheidung zu werfen, da entstand in England das „Königliche Tank-Korps“. Seitdem sind in al-len Wehrstaaten nach und nach Panzerverbände verschie-denster Art, vom Bataillon bis hinauf zur leichten und schweren Panzer-Division geschaffen worden.

Die Panzerabwehr hinkte hinterdrein. Man glaubte über ein Jahrzehnt der stählernen Panzerreihen sich aus der Truppe heraus mit Hilfe der alten Waffen und Waffen-gattungen erwehren zu müssen und auch erwehren zu kön-nen. Man hatte noch das Bild der ersten Tankschlacht des 20. November 1917 bei Cambrai vor Augen: die Feldka-nonen, die Flak, die im direkten Schuß ihnen ihre vernich-tenden Volltreffer in die Eingeweide legten, die Musketi-ere, die ihnen mit geballter Ladung zu Leibe gingen oder ihre Schützlinge mit Maschinengewehren abkämpften. Man verkannte, daß sich das Bild gewandelt hatte, daß die Tech-nik nicht stehen geblieben war, sondern dem Soldaten Jahr-zeuge zur Verfügung stellte, die weit schneller, wendiger und stärker gepanzert waren als jene Versuchsanordnungen des Weltkrieges. Erst in den letzten Jahren ist man aus diesem Traum erwacht und hat begriffen, daß zur Bekämpfung der neuen Waffe auch eine eigene neue Waffe gehöre.

Man hat lange geschwankt, wie diese Waffe beschaffen, wie und wo sie eingegliedert und eingesetzt werden müsse. Man ist sich auch heute noch nicht über diese Fragen restlos klar und eigentlich noch in keinem Her über das Versuchs-stadium heraus. Aber es zeichnen sich doch schon Linien ab, die in naher oder ferner Zukunft zur endgültigen Gestal-tung führen können.

In erster Linie kommen Kleinkalibrige, schnellfeuernde Ge-schütze (3,7 bis 4,7 Zentimeter) mit niedrigem Luftrich in Betracht, die leicht zu bewegen und zu tarnen sind und deren Panzerkampfgeschütze mit Leichtspur dank ihrer großen An-fangsgeschwindigkeit und ihrer rasanten Flugbahn, die sich bis 1000 Meter kaum über Zielhöhe erhebt, den Panzer als Vollgeschöß durchschlagen, im Innern des Wagens zersprin-gen und schon durch ihre Sprenggase Menschen und Betriebe außer Gefecht setzen. In zweiter Linie zieht man Maschinengewehre heran, die bei einem Kaliber von 2 Zentimeter ebenfalls wirksame Panzergranaten in rascher Schußfolge zu verschießen vermögen. In dritter Linie hat man auch wie-der auf Tankbüchsen zurückgegriffen, automatische Gewehre, die ein Mann tragen und handhaben kann und die auf nahe Entfernungen gegen schwache Panzer noch genügend Wir-kung haben sollen.

Gewicht und Wirkung der Waffe stehen wie immer in der Waffentechnik auch hier in hemmender Wechselbeziehung. Ich kann eine gegen jede Panzerstärke wirksame Waffe nicht so leicht bauen, daß ich sie in der vordersten Kampzone ohne Schwierigkeiten tragen, tarnen und munitionieren kann. Ich muß mich notwendigerweise bescheiden und die Rückerkämp-fung schwerster Panzerfahrzeuge weiter rückwärts stehen-den Abwehrwaffen, Geschützen größeren Kalibers überlas-sen.

Auch um die Frage ihrer Fortbewegung auf dem Marsch und im Gefecht geht der Streit: Die Pferd, die Motor, die Proke, die Selbstfahrlafette! Die Ideallösung wäre nach dem alten Soldatenwort, daß „jede Waffe am besten durch ihres-gleichen bekämpft wird“ ein schneller, stark bewaffneter und ausreichend gepanzelter Kampfwagen. Damit wäre auch die Abwehrwaffe von dem Fluch der reinen Verteidigung er-löst, wäre der Panzerjäger geboren, der den Feind aufsuchen und anfallen könnte. Vorläufig scheint er noch überall Zu-kunfts muß zu sein.

Eine Ergänzung der aktiven Abwehrwaffen bilden die Sperrmittel der Pioniere, Minen und Schnellhindernisse mannigfacher Art.

Die Mehrzahl der Heere gliedert die Panzerabwehr noch in die alten Waffengattungen ein. So weist Rußland jedem Infanterie-Regiment 6 Panzerabwehrgeschütze, Polen jedem Infanterie-Bataillon 3 bis 4 Panzerabwehrgeschütze zu, er-wägt England die Zuteilung von Begleitgeschützen mit aus-wechselbarem Rohr für Flaak- und Steilfeuerschuß oder von über schweren MG. (12,7 und 25 Millimeter), treibt Frank-reich die Entwicklung der 20 Millimeter-MG. weiter. Andere Länder, wie z. B. Belgien, stellen eigene Abwehrkompanien zu 8 Geschützen auf oder planen wie England eigene Ab-wehrbataillone. Deutschland ist einen Mittelweg gegangen. Es hat jedem Infanterie-Regiment eine motorisierte, die 14.

Kompanie zu 9 Geschützen, Kaliber 3,7 Zentimeter, zugeleitet und darüber hinaus eine Reihe von Panzerabwehr-Abteilungen aufgestellt. Es ging von der Erwägung aus, daß sowohl die Infanterie die Möglichkeit haben müsse, sich auf dem Marsch und im Gefecht über zu schützen, als auch die höhere Führung über Verbände verfügen müsse, Kampfwagenangriffen größeren Ausmaßes durch Masseneinsatz von Abwehrwagen Halt zu gebieten.

Die Führung von Panzerabwehr-Verbänden ist nicht leicht. Kampfwagenangriffe erfolgen meist überraschend, mit großer Wucht auf breiter Front. Es bleibt, auch wenn sie rechtzeitig von der Aufklärung aus der Luft oder von der Erde erkannt werden, nicht viel Zeit, zu überlegen oder Ueberlegungen zu ändern. Es gilt im Angriff und in der Verteidigung von langer Hand her alles so vorzubereiten, daß die Panzerabwehr-Waffen am rechten Platz im rechten Augenblick zur Wirkung gebracht werden. Genau Prüfung des Geländes, scharfes Erkennen, welche Geländeteile kampfwagenficher und welche kampfwagengefährdet sind, Bevorzugung des kampfwagenficheren Geländes bei Auswahl einer Verteidigungsstellung oder eines Angriffsabschnittes, Versetzen und Sperren des kampfwagengefährdeten Geländes, besonders in den Flanken durch die Sperrmittel der Pioniere, „Kanalisieren“ des feindlichen Panzerwagenangriffs, d. h. ihn durch Sperren in bestimmte Richtungen zwingen, werden die Grundlagen für den Erfolg schaffen. Verwirklicht aber wird er nur dann werden, wenn man über eine Abwehrtruppe verfügt, die ihre Waffen zu gebrauchen versteht.

Der Dienst bei der Abwehrwaffe mag man sich eintönig dünken. Er sieht sie auf dem Manöverfeld oftmals Stunden, ja tagelang untätig auf einen nie erscheinenden Gegner warten. Aber er vergißt, daß, wenn dieser Gegner erscheint, nur noch Minuten bleiben, um ihn zu vernichten, daß in dieser Zeitspanne alle Ketten, alles Wollen, alles Können auf ein Ziel gerichtet werden muß. Sprungbereit wie ein Tiger muß die Panzerabwehr auf der Lauer liegen. Auch wenn Körper und Geist durch langes Warten übermüdet sind, müssen ihre Getreuen im Handumdrehen auf der vollen Höhe ihrer Kraft stehen. Die schnellste Waffe des Heeres muß die junge Panzerabwehr-Waffe sein. Denn wenn ihre Stunde schlägt, geht es um alles, führt der Feind seine gewichtigste Waffe, seine Panzer, ins Gefecht, ist „die Stunde der Entscheidung“.

## Parade-Erlebnisse

Von Peter Jungmann.

Der folgende Artikel versucht das Parade-Erlebnis einmal nicht vom Zuschauer, sondern von der Front der vorbeimarschierenden Soldaten aus zu schildern.

Die Kompanien standen ausgerüstet, Gewehr bei Fuß, im Rühren und warteten. Die Sonne glüht über den weißen, knolligen Wolken und wie es diesen gestel, verjähnte sie ihre Strahlen leuchtend über die Soldaten. Die Pferde vor den Wagen, den Maschinengewehrwagen, den Minenwerfern, vor den Geschützen und Lafetten spürten die Wärme am meisten und verhielten und bewegten sich dann wieder, wenn der Schatten über sie ging.

Die jungen Soldaten unter den grauen Helmen warteten.

Die Unteroffiziere standen, wie sie mit Tornister und Gewehr am rechten Flügel der Gruppen und Zug stand hinter Zug, und so die Kompanien nebeneinander.

Es war eine endlos lange Front — erst die Infanterie, dann kamen Pioniere und nach ihnen die Artillerie. Die Musikkapellen standen jeweils am rechten Flügel — Offiziere ritten die lange Front ab — Adjutanten ritten zu den Kompaniechefs, die wieder schimpften — zu Recht — über die mangelnde Richtung: „Bordermann, zum Teufel — der dritte Zug...“ Man hörte die Stimmen und drüben am Wald sammelten sich die Zuschauer.

Fritz Bork, der Buchdrucker, stand in der 1. Kompanie, im ersten Zug — in der Kompanie des Infanterieregiments, die als Erste vorbeimarschieren sollte. Erste Kompanie — das war schon immer so etwas Besonderes und nun bei der Parade als Erste vorbeimarschieren — das wird tadellos. Fritz stieß seinen Nebenmann an, Jochen Kehl, den Landwirt, sie beide drehten die Köpfe, grinsten sich an und schwiegen wieder. Es war auch wenig zu sprechen, ein klein wenig erregt waren sie doch, wenn sie auch so taten, als wenn nichts wäre.

Die Zeit verrann und ein jeder wünschte, daß es los ginge. Die Bataillonskommandeure ritten vor die Front, die Kompaniechefs traten ein, der Regimentsadjutant setzte sich an den rechten Flügel des Regiments — „es geht los“.

Die Kommandos kamen, die Glieder strafften sich, die Hände griffen das Gewehr, es lag auf der Schulter, die Hände griffen zum Präsentieren:

„Augen rechts!“  
Die Köpfe, die Stahlhelme schauten nach rechts und es war einweilen noch niemand zu sehen. Fritz Bork hatte sich beim Präsentiergriff vergriffen, ganz leicht, langsam und vorsichtig schob er das Gewehr auf die rechte Patronentasche — die Musik spielte den Präsentiermarsch — immer gleich waren die Klänge — es verging die Zeit. Das Gewehr — alle Gewehre lagen auf den blanken Patronentaschen, die linke Hand, mit dem ausgestreckten Daumen längs der Visiereinrichtung, die Mündung gegen den Körper gezogen, die rechte Hand ausgestreckt über dem Gewehrkolben.

Der Oberst — ihr Oberst, den sie sehr liebten — hatte nun von allen Kommandeuren die Meldungen — er ritt im gestreckten Trabe weit vor der Front auf das kleine Waldstück zu, nach dem sie alle — ein paar Tausend Mann — schauten.

„Das dauert aber lange“ — ganz leise kamen die Worte aus dem zweiten Glied, nur ein paar Mann hörten es — eine andere Stimme kam: „Dort hinten, links neben dem Transformatorhaus kommt der General“. Fast lautlos war die Stimme und alle, die es gehört, drehten die Köpfe ein klein wenig nach links, nur einen eber zwei Millimeter und sie hatten nun die Richtung. Der General kam — ein paar Hundert Meter war er noch weg — der Oberst meldete und das Rot des Kragens des Generals leuchtete.

Der Stab schwenkte ab und nur die beiden Reiter, der General und der Oberst kamen zu den wartenden Soldaten, ihren Soldaten — was wären sie ohne sie?

Die Musik spielte immer noch den Präsentiermarsch. Die beiden Reiter kamen näher, nun waren sie heran — ein jeder erkannte die Gestalt — Fritz Bork räufelte sich noch mehr auf und dann hielt der General, rief: „Heil, Erstes Bataillon!“ Und sie alle riefen — dann ritt er an — die Augen folgten bis zum dritten Mann, dann gingen die Augen wieder gerade aus. Und sie hielten immer noch mit dem präsentierten Gewehr.

ziss der General die lange Front abgeritten war.

Dann kam der Kommandeur, rief, die Gewehre lagen richtig, dann traten sie an. Weit ausgreifend waren ihre Schritte und als sie dann in Zugkolonne schwenkten, da sahen sie, daß alle Soldaten, alle Pferde, alle Kraftwagen in Bewegung waren, hinter ihnen her.

Sie schwenkten ein und nun standen sie in Paradeordnung.

Ein paar Hundert Meter schritten sie vor, die Seitenrichtung klappte nicht, verdammt, Fritz Bork schimpfte und Jochen Kehl schimpfte und die anderen auch. „Geh doch vor, Du Idiot.“

Bis sie hielten — dreihundert Meter vor dem General — die vielen Menschen riefen und winkten — dann rief der Kommandeur. Die Musik trat an. Sie schwenkten ein — und die 1. Kompanie trat an.

Die Beine griffen aus, die Hände leuchteten im rhythmischen Schlag und die Seitenrichtung stimmte. Immer näher kamen sie an den ersten Point. Sie sahen schon den General, den Oberst, den Stab, da war der erste Point, sie sahen es noch, es war ein Feldweibel.

Fritz Bork — wie alle anderen konzentrierten sich — die Beine flogen hoch heraus, es war ein Schlag, wenn sie aufsetzten. Richtung, Richtung, Ordnung — und hoch die Beine, die Augen schauten nach rechts, die Mündern waren leicht geöffnet, die Waden schmerzten, es war anstrengend, verdammt. Da war der General. Sie dachten nur an den Vorbeimarsch. Sie sahen das Rot, dahinter waren noch andere Offiziere — niemand war zu erkennen — Fritz Bork sah den General an — der hielt die Hand am Helm und dann waren sie vorbei — die Richtung war gut — sie marschierten weiter bis zum zweiten Point — sie spürten, daß dort hinter den Offizieren viele Zuschauer waren, sie sahen sie nicht.

Der Leutnant trat vor, rief: „Im Gleichschritt“. Es war vorbei, komisch, es ging so schnell, so rasch — Fritz Bork erinnerte sich nur noch, daß der General unter den vielen Orden einen hatte, es war der Letzte oben an der Ordensschnalle, der hatte ein leuchtend blaues Band.

Dann schwenkten sie ein, brachen ab zur Marschkolonne und sahen noch, wie die Artillerie zum Vorbeimarsch wendete.

Dann war die Parade für sie vorüber — Hübsch, das mit dem blauen Ordensband.

## Alarm in der Kaserne

Halt! Wer da? — Es wird lebendig in den Stuben — Zur Nachübung antreten

Von Rudolf Hahn

Es ist ganz still auf dem Kasernenhof. Nacht hat sich über die Mauern, die Türme und die Häuser gesenkt. In schweren, tröstlos grauen und einformigen Fahren weihen Wolkensehen herab und hüllen alles in ein ungewisses Licht. Ganz weit drüben zuckt es eben ein wenig hinter einem Wolkenvorhang hervor. Es ist wahrscheinlich ein entferntes Wetterleuchten.

Verloren haben die Schritte des Postens, treffen auf die fahlen Mauern, werden zurückgeworfen und irren noch eine Weile von Wand zu Wand, ehe ihr Nachhall gestorben ist. Oben auf dem Uhrturm leuchtet das helle Zifferblatt wie ein blaßes Geistergesicht in die Eintönigkeit.

Der Posten steht eine Weile still und starrt hinauf zu dem weißen Fleck mit den schwarzen Ziffern und den düstern Zeigern, die wie Zeiger und Wegweiser zur Unendlichkeit wirken. Ganz langsam schleichen sie hin von einer Zahl zur anderen. Manchmal verharren sie auch für Augenblicke in der gleichen Stellung, als hätten sie es sich anders überlegt, als wollten sie nicht mehr die Stunden anzeigen — als wollten sie die Zeit des Wachstehens dem Posten dort unten ins Unendliche ziehen. Dann aber holen sie plötzlich alles wieder ein, was sie veräußt hatten und überprüfen aus lauter Eifer und Uebermut gleich zwei oder gar drei solche Zahlenabstände auf einmal.

Der Posten lächelt verloren zu dem kleinen Spiel der Uhr hinauf. Dann setzt er seinen Helm zurecht, rückt sein Gewehr ein wenig nach rechts und geht seinen genau vorgeschriebenen Rundgang weiter.

Bum. Bum. Bum.

Es liegt ein leichtes Zittern in der Luft, als die Uhr diese drei Klänge hören läßt. Fast hat es den Anschein, als sei sie irgendwie überrascht, daß es bereits so spät ist. Als habe sie ein ganz klein wenig ein schlechtes Gewissen vor sich selbst.

Dreiviertel Zwei, murmelt der Posten vor sich hin. Fünf Viertelstunden noch. Er dehnt seine Arme so weit nach vorn, wie er kann und wie es die Uniform erlaubt. Wieder blinzelt er hin in die Wolkensehnen des Himmels.

Maachsch... Ich bin eigentlich schon recht müde. Aber...

Er stot. Was war das? Nein, eine Täuschung ist nicht möglich. Schritte kommen über den Hof. Jetzt wieder ganz deutlich zu hören. Der Posten saßt sein Gewehr fester. Langsam ein bisschen abwartend und lauernd, wie ein Jäger, der auf Anstand geht, tritt er um die Ecke und hat auf einmal die weite Fläche des Hofes in dem unklaren Licht vor sich. Tatsächlich. Dort hinten haben sich ganz verschwommen die Konturen eines Mannes ab, der quer über den Hof auf die Kaserne zugeht.

Halt! Wer da? Parole?

Wie von einem Pfeilgeschloß getroffen ist der Fremde zusammengeknickt und steht nun in der Mitte des Hofes.

Nach ist nichts zu erkennen. Der Posten hat sein Gewehr heruntergenommen und geht auf den Mann im Hintergrund los. Von Schritt zu Schritt kann man mehr Einzelheiten unterscheiden. Der Fremde hat Uniform an. Es ist also eigentlich kein „Fremder“ mehr.

Der Posten ist auf wenige Schritte an ihn heran. Offiziersuniform.

„Posten zwei. Parole Berlin. Auf Posten nichts Neues.“ Knatternd prallen die Worte hervor und wälzen sich über den Hof hin. Werden von dem letzten Wolkensehen ausgehoben.

„Danke.“ Der Offizier geht weiter hinüber seinen Weg zur Kaserne.

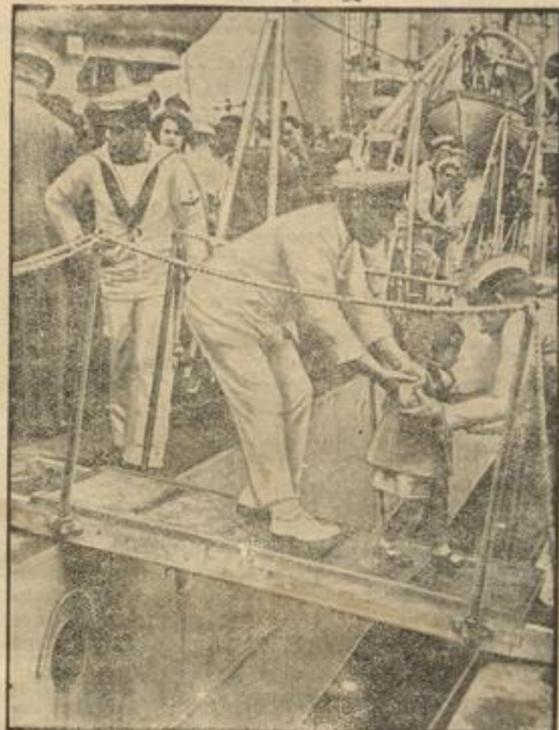
Es wird wieder still. Die Fenster liegen dunkel. Die Luft wirkt rauchig. Jede Müdigkeit ist von dem Posten gefallen. Er sieht nach dem Gebäude, in dem der Offizier verschwunden ist.

Was der nur jetzt will? Es ist schon kurz vor 2 Uhr. Drüben geht das Licht auf dem Korridor an. Mit einem Schlage hat sich das ganze Gesicht des Hauses verändert. Von Fenster zu Fenster taucht die schmale Figur des Offiziers auf. Er geht in Richtung auf das Zimmer des Unteroffiziers vom Dienst. Eine Tür knarrt. Dann schwirren undeutlich einige Worte zu dem Posten hin. Wieder versinkt alles in Schweigen. Drüben brennt noch Licht.

Monoton verhalten die ersten Schläge der Uhr, die eben die zweite Stunde austrifft. Gerade will sie zu ihrem letzten Schlage ausholen, da geschieht etwas.

Drüben in dem Kasernengebäude brüllt eine wache Stimme durch die Korridore und in die Zimmer der Soldaten ein elektrifizierendes Wort.

Alarm! Alarm!



Weltbild (W).

Durch den Bürgerkrieg heimatlos geworden

Der britische Zerstörer „Ardenis“ brachte in Marseille 117 spanische Flüchtlinge an Land.



Weltbild (W).

Begrüßung der Besatzung des Luft Hansa-Flugbootes „Zephyr“ in Port Washington im Staate Neuyork nach erfolgreichem Probeflug für einen ständigen Flugverkehr von Deutschland nach USA, mit Zwischenlandung auf der „Schwabenland“ bei den Azoren. Das Flugzeug legte die Strecke Azoren—Neuyork in 21 Stunden zurück.

## Die Normaluhr

Lustiges von Ernst Stimme

In einer idyllischen Kleinstadt im Württembergischen steht, leichtes Wahrzeichen aus dem Mittelalter, ein verwunschener Turm, von dem man für fünf Pfennig die Aussicht bewundern kann. Der Turm hat keine Uhr, aber jeden Mittag erdröhnt von seinen Zinnen ein Böllerschuß, um allen Einheimischen zu verkünden, daß es nun zwölf Uhr mittags ist.

Einmal verirrt ich mich in das Städtchen. Da es aber nichts anderes im Städtchen zu besichtigen gab und mein Züglein erst in gut einer Stunde fahren sollte, so krieg ich leidend und mit Vorsicht die ausgestreuten Stufen zur Turmhöhe empor, um die vielgerühmte Aussicht von oben zu bewundern. Plötzlich — im Anshauen des herrlichen Landschaftsbildes vertieft — erschrajt ich über den unerwarteten Böllerschuß, der dicht neben mir losging. Ich erkundigte mich bei dem Turmwart nach dem Grunde dieser kriegerischen Kundgebung und vernahm verblüfft ihre Erklärung. Dies wäre ja bereits die Stunde, da mein Zug gehen sollte!

Schon hatte ich meine Uhr in der Hand, stützte und fragte den Turmwart, wie er denn wisse, daß es gerade jetzt zwölf Uhr mittags sei.

„Ja“, sagte der, „dös weiß i vom Uhrmacher seiner Normaluhr drunte im Städtchen, wonach i mei Uehrlie richten tu.“

Es wunderte mich, daß mein jonk so gewissenhafter Chronometer eine volle Stunde nachgehen sollte. Ich begab mich also in zweifelnder Unruhe zu dem Uhrmacher mit der Normaluhr, um der Ursache des Uebels gleich auf den Grund zu kommen — auf die Gefahr hin, daß ich nun noch bis zum Abend im Städtchen auf den Abgang des nächsten Zuges warten müsse.

„Sagen Sie“, fragte ich das bebrillte Männlein, das umständlich in dem Chronometer herumstöberte, „wonach richten Sie denn Ihre Normaluhr?“

„No, halt nach dem Turmwart sei'm Böllerschuß!“